

Plauderei aus New-Switzerland [Fortsetzung]

Autor(en): **Grivelly, Hulda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574825>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mitten in der herrlichen Alpenschöpfung, im Freudenaal der Elemente.

Der Hospize oder Zufluchtshäuser, an andern Orten Cantoniera genannt, gibt es eine ganze Anzahl. Sie sind von den Äbten des Gotteshauses gegründet und stammen aus den ältesten Zeiten des Mittelalters; haben doch schon Pipin und Carolus Magnus auf ihren Römerzügen den Lukmanier benützt. Nach St. Johannes und St. Gallus kommt Santa Maria, das letzte Haus auf Bündnerischem Boden, 1917 Meter, nur wenige Schritte von der Kantonsgrenze. Es folgt nun eine jener Strecken, die fast keiner Paßhöhe erpart sind, ein mitten im alpinen Terrain gelegenes Hochtal, das längere Zeit den Anblick der zehntausend Fuß hohen Gipfel, so nahe sie auch sein mögen, nicht ermöglicht. Dieser Gegend, ursprünglich Lucus magnus (großer Wald) geheißten, wiewohl sie jetzt ziemlich baumlos ist, verdankt wahrscheinlich der ganze Paß den Namen Lukmanier.

Man wird überhaupt hier auf Schritt und Tritt zum sprachlichen Nachdenken angeregt: ganz Mätken hat es an sich, an des Fremdlings Schulack zu rütteln, möge dieser nun germanischer oder romanischer Herkunft sein.

Flims, ad flumina
Scanfs, sex amnes
Brättigau, Pratigoria
Tshanuff, Canities.

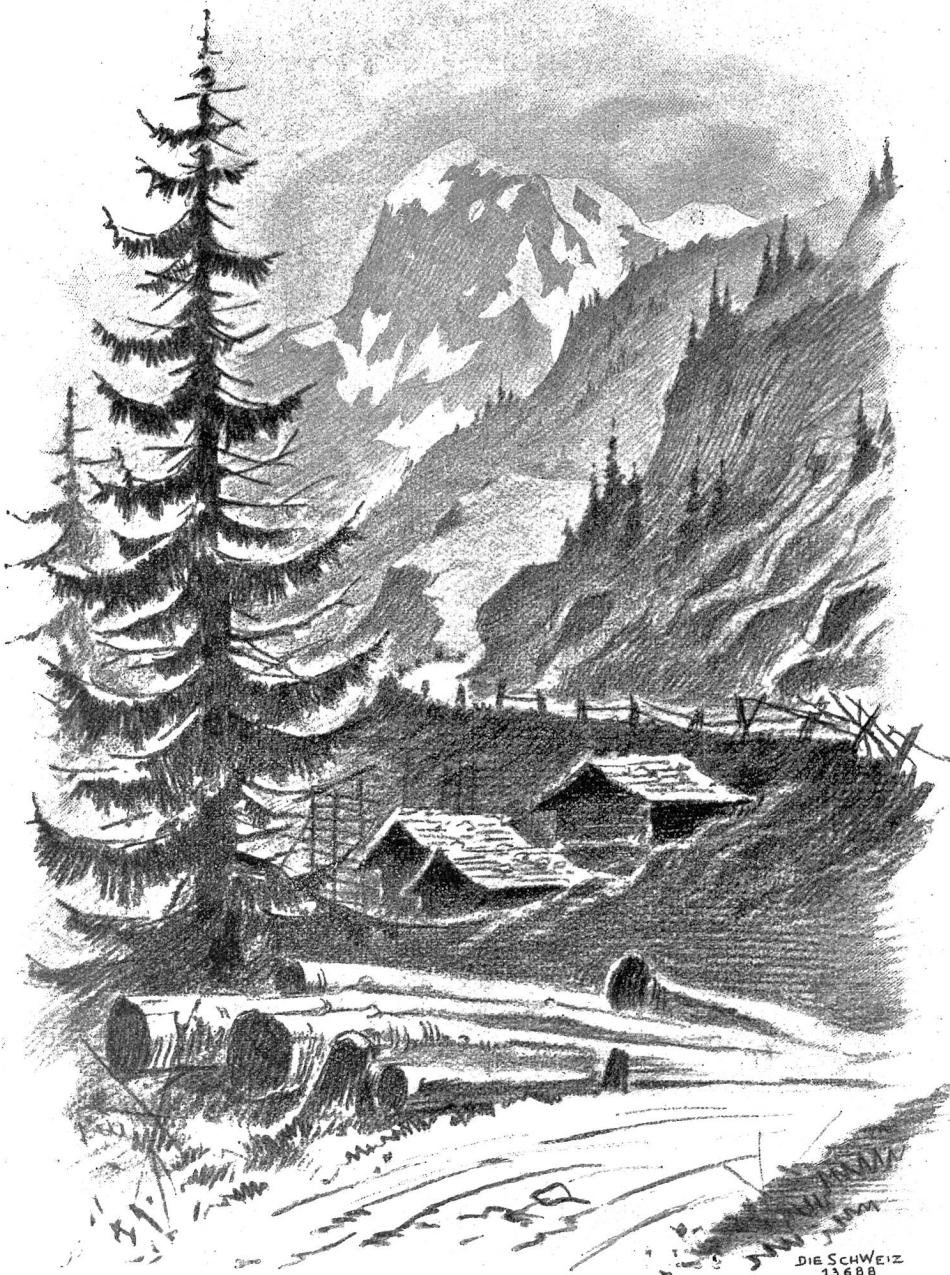
Der mächtige Biz Scopi, der dem Lukmanierpaß am nächsten tritt, heißt romanisch Tschupè, womit das Volk einen Kopf, eine Bekrönung bezeichnen will. Wem fällt da nicht unser deutschschweizerisches „Tschupp“ ein? Einen beim Tschupp nehmen! Der von Curaglia aus sichtbare Monte Cristallino, der übrigens im Bedrettotal einen Namensvetter hat, verdankt seinen Namen nicht dem Umstand, daß sein Gipfel kristallhell in den Himmel hineinragt, sondern dem Reichtum an Bergkristallen, der diesem Granitgebiet nachgerühmt wird. Mit

Kristallen von hier ist denn auch Carlo Borromeos Grabmal im Dom zu Mailand ausgeschmückt, da sich dieser Kirchenfürst um die Alpengegend sehr verdient gemacht hat.

Endlich ist Olivone, das erste tessinische Dorf erreicht, dessen Name schon anzeigt, wenn es auch nicht in einen silbergrauen Olivenwald gebettet ist, daß man sich am Eingangstor einer neuen Welt befindet, die mit dem Monte Pincio und dem Vossilipo aufs innigste zusammenhängt.

Doch statt gar zu sehr in die Ferne zu schweifen, sei das Gute erwähnt, das so nahe liegt, wenn man sich in Olivone befindet: es ist der Blick auf diejenige Gletschergruppe, die nächst der Bernina im Bündnerland den obersten Rang einnimmt. Auf dem südwärts führenden Weg nach dem an der Gotthardlinie liegenden Biasca hat man reichliche Aussicht auf das Rheinwaldhorn (Biz Valrhein 3398 Meter), den Vogelberg (Biz Uccell, 3200 Meter) mit dem Brescianagletscher, ein Gesamtbild, das zu den schönsten im Schweizerlande zählen mag.

Rudolf Kelterborn, Basel.

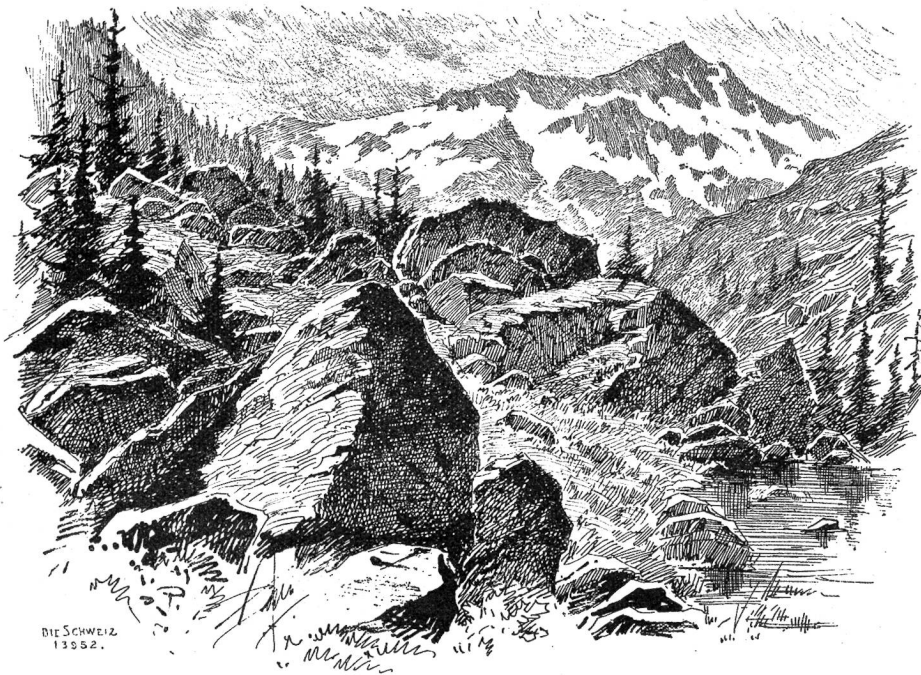


Auf der Lukmanierstrasse (Rückblick auf den Töbi). Nach Zeichnung von Jakob Willeter, Basel.

Plauderei aus New-Schweizerland.

IV.

In den ersten zwei Jahren wurde um Hohenwald herum mit großem Eifer Tabak gebaut, teils weil man noch nicht viel klagemachtes Land zur Verfügung hatte, dann auch damit man gleich etwas erwerben und so Land abzahlen oder sich sonst über Wasser halten könne. Aber so sehr man sich auch Mühe gab und Glück hatte, was Wachs- tum, Ernte und Einsammeln des edeln Krautes betraf, so ging es den Leuten doch fast wie den Bauern mit ihrer Käse-



DIE SCHWEIZ
1852.

Ausblick von der Lukmanterstraße ins Val Crisallina. Nach Federzeichnung von Jakob Billéter, Basel.

rei im ersten Jahr, sie hatten sich großartig verrechnet. Niemand verstand nach dem Einsammeln die Behandlung und das Sortieren des Tabaks. Zwar wurde man von einem sog. Experten in diesem Fache leicht unterrichtet; aber es war doch ein Fiasko, und die meisten waren enttäuscht. Viele warfen sogar auf diese erste Schlappe hin das Gewehr ins Korn und zogen von dannen, falls sie noch Geld dazu hatten. Nun verfiel man ins andere Extrem und wollte überhaupt nichts mehr von Tabak wissen; man legte Weinberge an; wer Geld dazu hatte und wessen Land dafür günstig gelegen, pflanzte Obstbäume, vorzüglich Pfirsiche und probierte es mit der Beerenkultur. Das erstere war ein Sorgen für die Zukunft, das letztere brachte bald etwas Geld. Doch ach, wie wenig! Daneben wurde wacker die Art an die Bäume gelegt, mit der Wirrnis des Unterholzes gefochten, die Felder wurden erweitert. Das einzige interessant gefährliche Tier, das einem dabei in die Quere kam, war und ist noch immer die Klapperschlange. Das war doch immerhin etwas, was Aufregung brachte, was das Spazieren, oder besser das Waten durch kniehohes Gestrüpp, über faulende Baumstämme einigermassen pikant machte. Vieh hatte man anfänglich wenig, nun haben sich auch die Herden bedeutend vergrößert. Vom April bis in den November hinein kann man sie laufen lassen, ohne Hüter, ohne Schutz; sie suchen ihr Futter selbst; sie finden den Weg zu den Quellen hinunter, erlauben sich dort und kehren von selber wieder zurück. Es gibt aber auch Saumselige, solche ohne Heimatsgefühl, die herumirren und ins Blaue hinein gesucht werden müssen, oft Tage lang erfolglos.

Die Weinreben sind inzwischen auch ertragfähig geworden. Keller werden gebaut, Wein gemacht, nicht fabriziert; so weit sind wir noch nicht. Von unserm Tropfen behaupten wir steif und fest, er stehe dem besten Waadtländer nicht nach. Es ist besonders Rotwein, der uns geglückt und beglückt, schön und edel von Farb und Geschmack. So viel ist gewiß: wir trinken ihn gern. Auch Nancy und der Struppige mögen ihn leiden und kommen mit Steinkrügen aus der Tiefe herauf und schreiben vor der Umzäunung des Weinbauern um Gnade und Einlaß. Auch die Bäume fangen an zu tragen, das heißt die Obstbäume, und eine wahre Pracht sind im Frühjahr namentlich die blühenden Pfirsichbäume. So sollte es nun ja allmählich besser werden. Dazu schnappen wir die beste Luft, beinahe Bergluft, singen, musizieren und tanzen bei allen erdenklichen Anlässen. Unsere sehnsüchterwedenden Schweizerlieder mit den lustigen Jodlern tun es auch dem Südländer an, der selber nur seine Stimme erschallen läßt, wenn der Spektakel des Erwecktwerdens anhebt, und dies hat immer etwas Melancholisches. Es gibt natürlich auch sonderbare Klänge unter uns und leider auch Leute, die keinen Hochschein von der Bewirtung des Landes

haben. Und dieses unser Land braucht besonders wirksame Bewirtschaftung. Wir hatten zumal im Anfang Leute, die vordem bloß in Fabriken gearbeitet; auch das Halbherrentum der Tintenschlecker, wie viele vulgärer Weise die Schreiber und Commis benannten, war vertreten. Diese Herrschaften wunderten sich dann nicht übel, daß die Bäume so langsam wuchsen, das erste Jahr noch nicht trugen, die Anpflanzungen überhaupt so wenig Strebsamkeit bekundeten; mit dem Gemeinplatz von den gebratenen Tauben, will ich dem Leser nicht die Ohren beleidigen. Diese ganz und gar Unfähigen waren die ersten, die Zetermordio brüllten über das Land, über die ganze Kolonie! Wir hatten sogar Leute vom Adel unter uns, einen jungen Deutschen, der sich mit Hühnerzucht abgeben wollte und sich eine Zeit lang wirklich dem Federvieh widmete, ihnen einen Stall bauen ließ, größer als seine Hütte und mit Futter nicht karg war. Die Herren legten es sich aber in den Kopf, im Freien sei's schöner und am aller schönsten sei so ein Nest im Versteckten. Mit der ganzen List und Verschlagenheit, deren die Sippe in diesem Punkt nur fähig ist, warfen sie sich auf die Verwirklichung ihrer Idee von Glück in der Stille. In der Wildnis des Waldes, die, just wie für sie geschaffen, sich um das Hühnerhaus und die Hütte des Freiherrn herum erstreckte, lagen sie mit Eifer diesem Glücke ob, legten ihre Eier in die versteckten Nester und gingen fleißig zum Hühnerzüchter zum Freßten. Wohl erblickten die Augen dieses Züchters niemals ein Ei im Hühnerhaus; aber ebenso wenig hatten diese selben Augen auch je so ein Nest im Busche, geschweige denn ein Ei zu finden vermocht. So mußte sich eben der betrogene Mann damit begnügen, in der Ferne gackern zu hören. Und mit dieser Musik konnte er noch, wenn auch keine Eierkuchen, so doch die Beruhigung genießen, daß die natürlichen Funktionen seiner Pflöge in vollständiger Michtigkeit waren. Es waren auch wirklich äußerst gesunde Hühner; wenigstens verschlangen sie eine Unmasse Futter, solange der Freiherr was hatte, gewöhnten sich aber allmählich ihr Obdach ganz und gar ab, schliefen lieber auf Bäumen und verwilderten vollständig. So wurde der Mann weder fett noch reich. Als dann noch ungewöhnlich kaltes Wetter eintrat, verging ihm aller Humor. Er hatte nämlich, mitten im Holz, kein Holz zum Heizen, und eher als daß er die Art geschwungen in seinem Hühnerstall und Holz geschadet hätte, eher nistete er sich in dem einzigen warmen Ort tief ein. Es geht die Sage, daß der Freiherr wirklich vierzehn Tag zu Bett erhoben, nur weil der Barometer gefallen, und sich erst wieder bequeme. Seit dieser Episode nannten ihn die Leute, die nicht gern viel Federlesens machen, der Kürze halber „das Faulhorn“. Er war gemüthlich und nahm es nicht übel, ließ aber doch Hühner Hühner sein und verzog sich nach einer frischen Geldsendung aus der Heimat in eine wirklichere Gegend. Den schönen Glauben an die Harmlosigkeit des Federviehs, vielleicht auch sein Vertrauen zu den mildern Zonen wird er dabei wohl eingebüßt haben. Es war auch noch ein anderer unter uns, der in seinem Aussehen den struppigsten Südländer beschämte, nur war er strammer in seinen Extremitäten, er hatte wahre Sennenarme. Er war auch wirklich Kaiser gewesen; wenigstens streifte er gerne die Mermel zurück und stemmte seine Hände unternehmungslustig in die Hüften. Dennoch unternahm er weiter nicht viel; vor allem schien es ihm überflüssig, um seine paar Fuß geklärten Landes eine Umzäunung zu machen, war er doch ganz der Mann dazu, einigem Rindvieh Respekt einzusprechen. Er hatte auch weiter nicht viel nach außen zu verteidigen, da er seine Maispflöge noch nicht ausgesät, sondern noch immer dran war, sie mit Sorgfalt zu pflegen auf den Zeitpunkt hin, wo er sie vor den Blicken des ihn still-

schweigend belauschenden Publikums als erstarrte Pflanzen, die allem, selbst einem trocknen Höhenwäldersommer, Trost bieten konnten, offenbaren wollte. Als Pomolog (ich erkläre hiemit meine gänzliche Unschuld, meine Ahnungslosigkeit, was die Bedeutung dieses Wortes betrifft) — für einen solchen gab sich unser Freund nämlich aus — mußte er freilich besser wissen, wie solches Grünzeug zu behandeln war. Man nahm an, ein Pomolog sei ein Landwirt vorgerückten Stadiums, und diejenigen, die aufs Französisch etwas hielten, waren der Meinung, er hätte es besonders aufs Obst im allgemeinen und den Apfel im besondern abgesehen. Als einjamer Mann schloß er sich mehr an sein Vieh an. Seinem klugen Schwein vertraute er all seine Farmereibekümmernisse, seine Hoffnung auf die Zukunft, wo die Pomologie in der Kolonie mehr geschätzt würde. Die Schonung seiner geringen Anpflanzung legte er ihm besonders ans Herz. Auch mit den Hühnern hielt er Zwiesprache, ermunterte sie zu allen Tugenden, zum Legen namentlich, versprach ihnen dafür Schutz und Schirm gegen Schlangen und anderes Getier. Wir gingen einmal zu seinem Besitztum vorüber und hatten Gelegenheit, ihn zu belauschen. Er machte einem kleinen, unscheinbaren Hühnchen seine Komplimente, belobte es seiner Folgsamkeit, seiner höhern Gaben wegen. Als er uns bemerkte, war er nichts weniger als konsterniert; er packte erst recht aus, und wir mußten mit ihm das Tierchen, ein schwarzes und weißes Spriegeli, bewundern. Er wurde schrecklich berebt und beteuerte, derart finde man Landbau, landab keines mehr. Er habe seinetwegen soeben wieder eine der größten Klapperschlangen getötet, eine mit einundzwanzig Rasseln. Wirklich lag eine noch zuckende Schlange, der Länge nach ausgestreckt, recht weit davon entfernt. Er habe dem Hühnchen, das schon ein paar Mal zuvor von einer Schlange bedroht worden sei, eingeschärft, ja recht laut zu gackern, wenn wieder eine solche in seine Nähe käme. Das „Gackeli“ hätte sich nun die Zusprache so gut gemerkt, daß jedesmal, wenn er sein jungendliches, geängstigtes

„Giggerle und Gaggerle“ höre, er gleich schon die Mistgabel mitnehme und auch nie umsonst. So habe er das Land schon von vielen, wenn auch nicht Drachen, so doch giftigen Schlangen befreit. Wir fragten auch nach seinem klugen Schwein; denn dessen Ruf war bereits hinausgedrungen unter das Volk. Seine Freude daran schien aber einen kleinen Dämpfer erhalten zu haben. Traurigen Tons meinte er, es sei kein rechter Verlaß darauf; so habe es ihm gestern fast einen halben Bushel gekochter Kartoffeln weggefressen, während er dem Hühnchen zu Hilfe geeilt sei, er habe die Mistgabel nicht gleich finden können. Die Kartoffeln hätten ihm die ganze Woche ausgereicht. Klug sei das Schwein, das solle ihm niemand bestreiten, daneben aber doch ein Unflut. Der einsame Mann konnte einen wirklich dauern. Damals war er noch glücklich in seinem Unverstand, er glaubte noch an sich und seine Pomologie, glaubte noch an die Methode, nach der man Mais auszupflanzen habe wie Kohlseglinge, später aber, als sein bißchen mitgebrachtes Geld alle geworden, wie seine jammervolle Anpflanzung, da werden ihn kaum noch das liebe Hühnchen und der kluge Grunzer zu trösten vermocht haben. — Noch einen interessanten Gegenstand hatte ich damals ins Auge gefaßt. Es war das der in der Kolonie beinahe historisch gewordene Sägbock des Mannes. Dieser höchst gemeine, grob zusammengefügte, klotzige Gegenstand hatte der Unglückliche von einem fernen Nordstaate in seinem umfangreichen Kleiderkoffer mit nach New-Switzerland Tennessee gebracht! — Seine Hütte steht nun leer; er ist weiter gezogen, mußte wohl, wie so viele andere auch, die sich nicht zu halten vermochten. Dafür wird aber der Ausdauernde immer mehr erstarren. Zu diesem „Ausbauern“ braucht es aber immer für den Anfang ein bißchen Geld; denn woher sollte dieses in einer neuen Ansiedlung wohl herkommen, bevor noch Felber urbar gemacht sind? Es braucht dann immerhin noch Fleiß und praktische Einsicht genug, damit einer weiterkommt.

Sulda Grivelly.

Zur Einweihung des Leuenberger-Denkmal.

Mit vier Abbildungen.

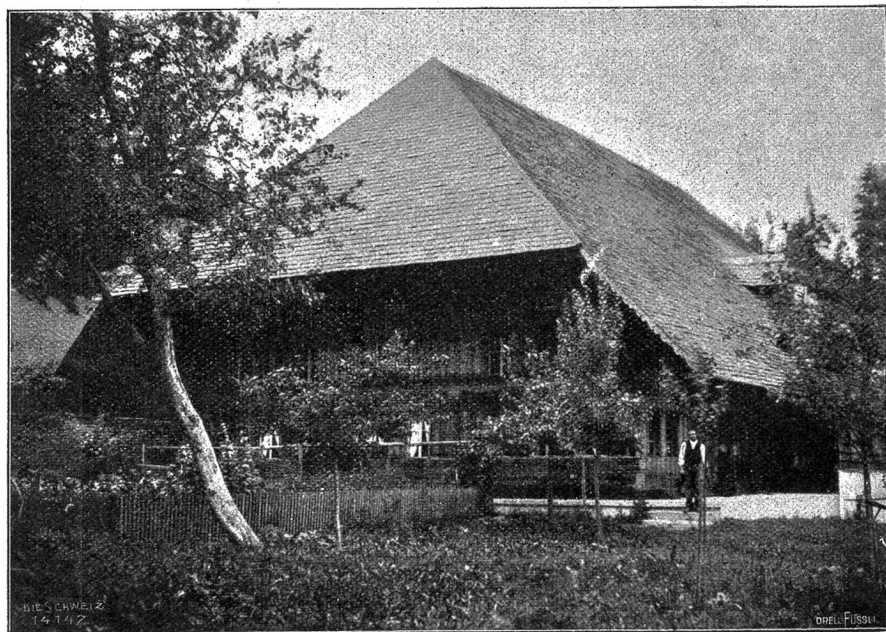
Nachdruck verboten.

Am 7. Juni versammelte sich in dem kleinen Dörfchen Rüderswil im Emmental eine festliche, vieltausendköpfige Volksmenge, um einem Manne ein Denkmal zu errichten, den unsere Vorfahren als einen gefährlichen Auführer und meineidigen Untertan mit dem Schwerte gerichtet haben. Auf die Initiative der ökonomischen und gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern hin ist nämlich dem unglücklichen Obmann im Bauernkriege des Jahres 1653, Niklaus Leuenberger, in seinem Geburtsorte Rüderswil ein einfaches Denkmal errichtet worden. Es ist ein Obelisk mit dem Bildnis Leuenbergers in Hochrelief, erstellt von Architekt P. Christen in Burgdorf und den Bildhauern Lanz in Paris und Laurenti in Bern. Zugleich sind an den Stätten, die an Ereignisse des Bauernkrieges erinnern, Gedenktafeln angebracht worden.

Diese Feier verlegt uns in eine Epoche der Schweizergeschichte, wo der Bauernstand das revolutionäre Element in unserer Bevölkerung bildete und in oft blutigen, aber vergeblichen Erhebungen um soziale und wirtschaftliche Besserstellung kämpfte. Schon vor der Reformation beginnend, erreichte diese Zeit beständiger Gärung ihren Höhepunkt im blutig unterdrückten Bauernaufstand des Jahres 1653. Damals hatten die Folgen des dreißigjährigen Krieges und das auch in der Schweiz immer mehr um sich greifende absolutistische Regiment zusammen-

gewirkt, um die Lage des Bauernstandes auf sozialem und politischem Gebiete beinahe unerträglich zu machen.

Schon Ende 1652 und in den ersten Monaten 1653 erhoben sich die trotigen Entlebucher. Von ihnen ließen sich die bernischen Nachbarn im Emmental anstecken, und von dort pflanzte sich der Aufstand in den Aargau weiter. Wohl gelang es eidgenössischer Vermittlung für einen Augenblick noch



Niklaus Leuenbergers Hof im Schönholz bei Rüderswil im Emmental.